Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

**Band:** 7 (1917)

Heft: 22

**Artikel:** Die Gräber der jüngern Eisenzeit in der schweizerischen Hochebene

Autor: Tschumi, O.

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-637467

## Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

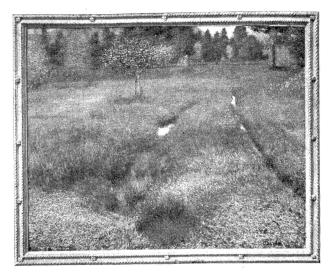
#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF: 27.11.2025** 

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch







Edoardo Berta: Stille Barmonie.

Farbenfülle des Herbstwaldes, ein herbstlicher Sonnenunter= gang u. s. w. Berta hat einen tiefen Respett vor der Natur; er bejaht sie leidenschaftlich, nicht wie viele seiner modernen Kollegen, die sich ihrer zu schämen scheinen. Er malt mit der feinsten Spise des Pinsels; aber er malt wirklich, er zeichnet nicht bloß Umrisse. Seine Farbenstala ist unendlich reich, fast wie die Natur selber. Alles Gegenständliche erscheint aus der Farbe herausgeboren, wirkt darum warm, wie von Licht und Luft umflossen. Die pointilistische Arbeitsweise Bertas gemahnt an Segantini; doch läßt sich fein stichhaltiger Vergleich ziehen zwischen den beiden Rünst= lern, die sich in ihrer scelischen Konstitution gang verschieden sind. Berta ift, wie schon betont, ein Idnlliker, tein Grübler und Philosoph. Sein Stoffgebiet ift beschränkt; der Runft= ler hat sich diese Beschränkung selbst auferlegt; daß dies weise Einsicht ist, nicht mangelndes Können, beweisen die figurlichen Werke (Messidoro) und beweisen seine Borträts; das Selbstporträt, das die Ausstellung zeigt, ist geistvoll belebt; der Mädchenkopf "Nina" von großer Innerlichkeit und feiner Poesie.

Berta wohnt in Lugano; er ist mit ganzer Seele seiner Tessiner Seimat ergeben. Er scheint sich die Aufgabe ge= stellt zu haben, die Schönheiten seines engern Vaterlandes auszuschöpfen. Wie ein Gotthelf nicht mude wurde, die Schönheiten des Bernerlandes ju schildern, wie sich ein Huggenberger nicht losreißen kann von seiner Scholle, ehe er ihre Boesie ganz erfaßt hat, so malt Berta Stück um Stück der Tessiner Landschaft. Er wirbt so nicht nur für seine Runftauffassung, sondern auch für seinen Seimatkanton. In der gleichen Linie liegt es, wenn Berta im Auftrag der Kantonsregierung ein großangelegtes Werk über die historischen und und funsthistorischen Denkmäler des Kantons Teffin herausgibt. Bereits liegen 12 Lieferungen vor, Die eine reiche Fulle funsthistorischer Erscheinungen aus dem Südzipfel unseres Vaterlandes in Wort und Bild fest= halten. Das Wert vertieft unsere Erkenntnis, daß Edoardo Berta eine der fraftvollsten Künstlerpersönlichkeiten ist, die wir in der Schweiz besitzen. Es zeigt uns aber auch, daß der Boden wohl vorbereitet ist, dem sein schönheitsdurstiges Rünstlertum entsprang.

# Die Gräber der jüngern Eisenzeit in der schweizerischen hochebene.

Les sépultures du second âge du fer sur le plateau , suisse.

Par D. Viollier, Genève Georg & Co. 1916. Fr. 12.50.

Das erste zusammenfassende Werk über die vorgeschichteliche Altertumsforschung in der Schweiz verdanken wir I. Heierli, welcher im Jahre 1901 seine "Urgeschichte der Schweiz" veröffentlichte. Das außerordentlich verdienstliche Buch, dem leider die Quellennachweise fehlten, ist seither von der Forschung in vielen wichtigen Punkten überholt worden und hat keine zweite Auflage erlebt.

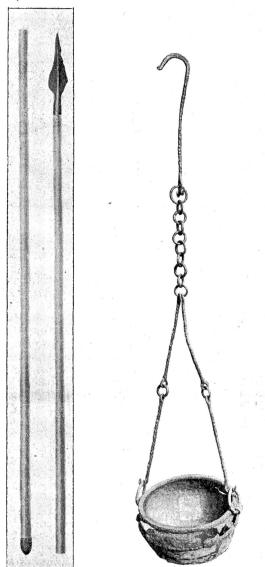
Der Mangel eines solchen Nachschlagewerkes machte sich weniger fühlbar, weil seit dem Jahre 1908 die schweiszerische Gesellschaft für Urgeschichte jährliche Jahresberichte herausgibt, die über die Funde und Ausgrabungen des betreffenden Jahres mittelst Wort und Vils orientieren. Seitdem das Sekretariat der Gesellschaft in die Hand von Professor E. Tatarinoff in Solothurn gelegt worden ist, sind diese unscheindaren Jahresberichte zu einem trefslichen Jahrbuch der vors und frühgeschichtlichen Forschung in der Schweiz geworden, das dem Laien und Forscher gleich unentbehrlich ist. Und zwar begnügt sich der Verkasser

nur mit einer fritischen Fundstatistik über die verschiedenen Epochen, sondern er läßt es sich angelegen sein, durch Sinsweise auf die neueste ins und ausländische Literatur die Forschung zu fördern und zu beleben. Während so die jährslichen Borkommnisse festgehalten werden, hat unterdessen D. Viollier ein auf eigenen Ausgradungen und Forschungen beruhendes Werk über die Gräber der Latenezeit im schweiszerischen Mittellande erschien lassen, das zu den wichtigsten Veröffentlichungen auf diesem Gebiete gerechnet werden nuß. Es ist von der Stiftung von Schnyder von Wartensee hers ausgegeben worden und als Teil eines mehrbändigen Werkesgedacht, welchem der Versasser.



Seuerbock aus der Zibl.

D. Biollier ist wie wenige zur Ausführung einer solchen Aufgabe berusen. Seit dem Rücktritt des verdienten Konservators Ulrich am schweizerischen Landesmuseum in Zürich leitet er an dessen! Stelle die archäologische Abteilung. Eine Menge Fundberichte und wissenschaftliche Einzelabhandluns gen sind aus seiner Feder geflossen, die sich alle durch Genauigkeit und Klarheit auszeichnen. Erst nachdem er sich



Latène, Lanzenspitze mit Schaft.

Kessel aus Bronce mit Baken aus Catène.

auf diesem methodisch sichern Wege den Ueberblick über das Material und die Literatur verschafft hat, ist er an die Ausarbeitung eines größern zusammenfassenden Werkes geschritten. Es behandelt die Gräber der zweiten Gisenzeit oder Latenezeit, die man allgemein in die Jahre 400—50 vor Christus zu sehen pflegt. Nach dem Borgange von Oskar Montelins sucht er aus den Funden eine relative Chronologie zu entwickeln, indem die Gegenstände zu typologischen Reihen zusammengestellt werden, in denen sich ältere und jungere Inpen erkennen lassen. Dies geschieht por= nehmlich an dem beliebten Schmuckgegenstand der Latene= leute, der Fibel. Bei der Datierung vorgeschichtlicher Funde der Metallzeit spielt kein Gegenstand die Rolle, welche der Heftnadel oder Fibel zukommt. In der Bronzezeit ent= stehend, entwickelt sie sich in der ältern und jüngern Eisen= zeit derartig, daß man sie getrost der Bedeutung gleichsehen darf, welche der Knopf an der Bekleidung der Modernen hat. In einzelnen Latenegräbern wird sie auf den Skeletten in der Zahl bis zu 20 Stücken gefunden. Die Latenefibel zeigt folgende Entwicklung: In der ältesten Zeit (Latene I) ist ihr Fuß frei, aber auf den Bogen zurückgebogen, in der mittlern (Latène II) mit dem Bogen durch einen Ring oder eine Schnalle verbunden, in der jüngsten (Latène III) in gleichzeitigem Gusse mit dem Bogen verschmolzen.

Für die Datierung ebenfalls verwendbar sind die Torques oder Halsringe, welche von den Kelten als Stam= meszeichen getragen wurden und sich auf den römischen Darstellungen feltischer Rrieger fast durchgängig nachweisen lassen. Sie erscheinen in der Latene I, verschwinden aber mit Latène II. Die absolute Chronologie geht nun noch weiter, indem sie die Gegenstände mit der chriftlichen Zeit= rechnung in Beziehung bringt und uns Aufschluß gibt, aus welchem Jahrhundert vor oder nach Christus ein Fundgegenstand stammt. Sie läßt sich nur auf eine Beriode anwenden, die mit einer geschichtlichen Periode in einem andern Lande verknüpft ist und wenn Beziehungen zwischen den beiden Ländern nachweisbar sind. Um es deutlich zu machen, fann man für die südamerikanischen Länder und Mexiko nur eine relative Chronologie aufstellen. Wohl sind auch dort ältere und jüngere Inpen erkennbar, aber innerhalb der ganzen Zeit sind keine geschichtlichen Vorkommnisse fest= zustellen. Deswegen bezeichnet man die Vorgeschichte dieser

Länder schlechthin als präkolumbische Zeit.

Die absolute Chronologie läßt sich aber in Europa ausstellen, weil dessen Länder mit den Mittelmeervölkern Negyptens, Griechenlands und Italiens in Beziehung standen und wir von den letztern geschichtliche Kunde haben, die in Negypten mindestens dis ins Iahr 3000 vor Christus zurückgreift. Viollier stützt seine absolute Chronologie der Latenezeit in der Schweiz auf zwei geschichtliche Ereignisse, die Einnahme Roms durch die Kelten im Iahre 390 v. Chr. und die Eroberung Helvetiens durch Caesar im Iahre 58 v. Chr. und unterscheidet die Epochen Latene I 450—250 v. Chr., Latene II 250—50 v. Chr.

Eine Reihe von weitern Fragen, die noch unabgeklärt sind, sucht er an Sand des Fundmaterials zu lösen. Mit C. Jullian nimmt er an, daß die Relten sich um 530 am Mittelrheine niederließen. Dabei fanden sie eine Bewölferung vor, welche die Rultur der altern Gifen= oder Sall= stattzeit aufwies. Unter dem Einflusse der keltischen Einswanderer nahmen die Hallstattleute nach und nach neue Gebräuche an. Hatten sie vorher ihre Toten verbrannt und über ihnen Grabhügel (Tumuli) aufgeworfen, so gingen sie nun zu dem feltischen Brauch über, die Toten zu bestatten. Ebenso verändern sich die Formen der Paukenfibel und der Certosafibel, indem sie die doppelspiralige Feder annehmen, welche bei den Relten gebräuchlich war. Daraus schließt D. Biollier, daß die Relten die Träger der Latenekultur waren und daß sie dieser bei ihrer Fortsetzung am Mittel= rhein auch bei den Stämmen der Hallstattleute gum Durchbruch verhalfen. Entgegen der gewöhnlichen Auffassung nimmt er ferner an, daß die Belvetier, ein Stamm der Relten, schon um 450 v. Chr. unser Land besetzt hätten. Das scheint ihm aus der Einheitlichkeit der Latenekultur in unserm Lande hervorzugehen, welche sich im Laufe von 400 Jahrhunderten kaum merklich veränderte. Wären sie aber. wie man nach ben Zeugnissen ber römischen Schriftsteller annimmt, erst im Anschlusse an ben verungludten Cimbernund Teutonenzug des 2. vorchristlichen Jahrhunderts auf unser Gebiet getreten, so mußten sich Spuren dieser gewalt= samen Besiedelung vorfinden.

Während wir in diesem Abschnitt einige interessante Erklärungsversuche kennen gelernt haben, die sich doch aus den Indizien eines reichen archäologischen Materials rechtsfertigen lassen, betritt der Verfasser sehen Boden, wenn er auf die Gräber und ihren Inhalt eintritt. Nicht, als ob es hier keine Fragen mehr zu lösen gäbe, aber im wesentlichen ergeben sich die Schlüsse aus dem Material selbst. Sorgkältig sind alle neuen Funde verzeichnet und mit bibliographischen Nachweisungen begleitet. Die wichtigsten Fundtypen sind, auf prachts

vollen Tafeln wiedergegeben, aus den Einzelsfunden herausgehoben und zu typologischen Serien zusammengezogen. So wird die ermüdende Wiederholung vermieden und doch die Rekonstruktion eines jeden Grabfundes an Hand der beisgegebenen Zahlen und Angaben ermöglicht.

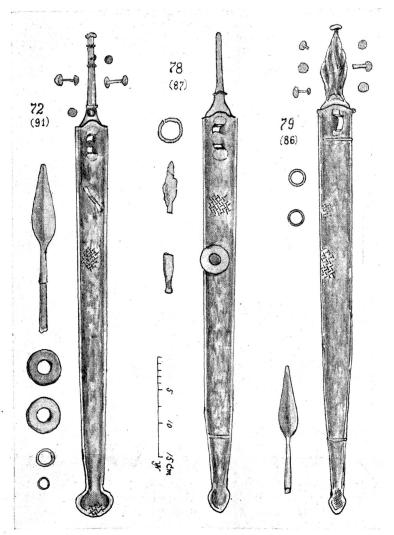
Da das Bollier'sche Werk nicht allgemein 3usgänglich ist, so möge es gestattet sein, eine kurze Darstellung der Totengebräuche der Kelten 3u geben, wie wir sie aus ihren Gräbern kennen lernen.

Die vorherrschende Bestattungsform bei den Helvetiern war die Totenbestattung in sogenannten Flachgräbern. Diese sind äußerlich nicht sichtbar, sondern bei Bauten und Riesgewinnung stößt man durch Zufall auf solche Gräber und Grabfelder. Das Aaretal und die Gegend von Bern ist insbesondere reich an derartigen Funden. Un keltischen Gräbern wurden bis heute gehoben in der Nähe der Stadt oder in der Stadt Bern selbst: Gräberfelder in der Tiefenau (Schärloch und Naregg), Solligen, Inselscheuer, Lorraine, Muristalden, Schoßhalbe, Schwarztorstraße, Weißenbühl, Bitstoriastraße, Wylerfeld, Wankborffeld. Bon Bern aufwärts bis an den Brienzersee stoßen wir auf solche Graber, die uns auf eine dichte Bevölferung schließen lassen. Größere Gräberfelder sind bis jest im Ranton Bern nur in Münsingen aufgededt worben, wo man gegen 220 Graber ausgrub. Ein nur teilweise ausgebeutetes Gräberfeld bei Richigen soll in beffern Zeiten erforscht werden. Den alten Schriftstellern war es bekannt, daß die Relten an die Unsterblichkeit der Seele glaubten. Dieser Glaube war bei ihnen so unerschütterlich fest, daß sie einander Geldsummen liehen, welche erst im Jenseits zurückzubezahlen waren.

Das Flachgrab der Helvetier enthält meistens nur einen Toten; in einigen wenigen Fällen waren mehrere junge Leute zusammen bestattet. Der Tote liegt immer auf dem Rücken, mit aussgestreckten Beinen. Die Arme sind ebenfalls längs dem Körper ausgestreckt; manchmal liegt eine Hand auf dem Becken, oder sind die Arme auf der

Brust gekreuzt. Der Kopf ist ein wenig auf die Seite geneigt, bald auf die linke, bald auf die rechte ober nach vorn, das Kinn auf die Brust gesenkt. In einigen Fällen fand man unter dem Schädel einen Stein, der dem Toten als Kopfstütze diente. Die Gräber sind nicht von regelsmäßiger Orientierung. Die beliebtesten Richtungen, welche die Relten ihren Gräbern gaben, sind die von Sud-Nord und Oft-West. Bon den Solzsärgen, in welchen sie beerdigt wurden, hat sich meist nur eine dunkle Spur einer Moderschicht erhalten, welche dem unkundigen Auge meistens ent= geht. Nun wird man fragen, wenn die Gräber der Toten äußerlich unsichtbar waren, ob denn nicht häufig bei Neubestattungen alte Gräber gestört und aufgebrochen wurden. Derartige Fälle sind äußerst selten und sind nicht Zeit= genoffen, sondern spätern Bölkern zuzuschreiben. Go haben die Germanen, welche in dem Grabfelde von Bumplig ihre Toten bestatteten, einige keltische Gräber angeschnitten, deren Vorhandensein ihnen nicht mehr bekannt war. anzunehmen, daß die Relten ihre Friedhöfe äußerlich tennzeichneten, sei es durch einen umlaufenden Graben oder jedes einzelne Grab durch ein Mal aus Stein oder Solz, welche dann in spätern Zeiten dem Landbau zum Opfer gefallen sind.

Unter den Grabvorkommnissen spielt die Asche und Rohle eine große Rolle. Da fanden sich in halbkreisförmigen Gruben zwischen den Gräbern Ueberreste von Asche und Rohle, welche zweisellos bei der Bestattung als Totenseuer



Grabfund von Münsingen. Schwerter und Canzenspitzen.

angezündet wurden. Die Erde zeigt nie eine Spur von Anbrennung, und so muß man annehmen, daß sie in die Nähe des Grabes gebracht wurden und bei der Bestattung des Toten nach der allgemeinen Totensitte vorhanden sein mußten.

Auch im Innern der Gräber finden sich Asche und Rohle. Diese stammen vielleicht vom häuslichen Serde her, welcher den alten Bölkern geheiligt war. In den ältesten Zeiten kam es vor, daß man die Toten unter dem Haussherde bestattete, damit sie dessen Seiligkeit nicht entbehrten. In jüngerer Zeit wurde diese Sitte vielleicht abgelöst, insem man Asche und Rohle vom Herde nahm und sie dem Toten mit ins Grab legte. Damit blieb er in Beziehung zu seinem Hause auch im Ienseits.

In einigen Fällen ist der Tote vollständig eingehüllt in eine Aschenschicht von 12—20 cm Dichtigkeit. Daß sie nicht die Berwesung des Toten verhindern sollte, ersehen wir aus einem interessanten Borkommnis. Im Grade eines Kriegers lag auf dessen Lanzenspike eine Handvoll Kohle, worin wir zweiselsohne ein Totenritual zu sehen haben. Meistens handelt es sich übrigens nicht um massenhaftes Beigeben von Asche, sondern wir finden statt dessen zwischen den Beinen des Toten oder zu seinen Füßen eine Handvoll Kohle.

Beigaben von Speisen sind in seltenen Fällen festgestellt worden. Der Tote, der in voller Bekleidung und Ausrüstung in das Grab gelegt wurde, erhielt aber

jedenfalls auch Speisen mit. Nur da, wo ganze Stüde mit Anochen mitgegeben wurden, läßt sich das nachweisen. Dies war in Münsingen der Fall, wo man zu Füßen des Toten Ueberreste einer Ochsenrippe und einen Kalbsschenkel fand. Merkwürdigerweise scheint man den Toten keine Getränke ins Grab gestellt zu haben. Dies dürsen wir daraus schließen, daß die Gefäße in den keltischen Gräbern meistens fehlen, während sie in den frühern vorgeschichtlichen Epochen ständig vorkommen.

Es wäre nach D. Biollier möglich, daß dem Toten die Getränke auf das Grab geschüttet wurden, wie dies von den Griechen überliefert ist, welche zur Zeit der Relten ihren künstlerischen Höhepunkt erreicht hatten. Daß nämslich die Relten von den Griechen sich bei ihren Gradsgebräuchen beeinflussen ließen, ersehen wir aus dem Totensgebrauche, dem Toten eine Münze, den Obolus in die Hand zu geben, welchen er dem Fährmann Charon bei seinem Eintritt in die Unterwelt überreichen mußte. Diese gleiche Sitte findet sich bei den Etruskern und Römern, kommt am Ende der Latenzeit, also im 1. Jahrhundert vor Christus, in einigen keltischen Gräbern vor.

Nach diesen anerkennenden Ausführungen darf nicht verschwiegen werden, daß man mit dem Verfasser nicht durchweg gleicher Meinung ist. So erscheint mir 3. B. sein Urteil über P. Reineckes Beitrag zur Kenntnis der La Tène Denkmäler auf S. 7 nicht gerechtfertigt. Ferner sollte man bei den einzelnen Vorkommnissen auch noch den Ort und die Grabnummer anführen zur Erleichterung der Nachprüfung. Alles in allem aber ist Violliers Buch eine respektgebietende Leistung, zu der man den Verfasser besalückwünschen dark.

D. Tichumi.

# Sagen aus dem buggisberg.

V

Im Dorfe Schwarzenburg lebte einmal ein junger Mann, der fragte den Mädchen nichts nach und wich ihnen aus, wie er nur konnte. Er hatte auch wenig Umgang mit seinen Altersgenossen, sondern ging nur zu den notwendigsten Arbeiten und Berrichtungen aus dem Hause, worin seine alternde Mutter die Hausgeschäfte verrichtete, bei denen er ihr wie ein treuer Knappe mithalf, so daß er oft als "Mutterhöd" verspottet und ausgesacht wurde. Das bewirkte aber nur, daß er noch weniger ins Dorf ging und seiner Mutter um so anhänglicher wurde. Aber einmal wurde diese krank und mußte sterben. Der junge Mann war untröstlich und trennte sich nicht von der Leiche, bis sie ihm das Grab entrik.

In der folgenden Racht hatte er einen sonderbaren Traum. Er fah, wie das Schlüsselloch seiner Schlafzimmer= ture groß und immer größer wurde und wie aus ihm ein rungliges, verschrumpftes Frauchen heraustrat. Wie es mitten im Zimmer stand, wuchs es, wurde immer größer, bis es Größe und Gestalt seiner Mutter angenommen hatte, aber dann glätteten sich die Runzeln ihres Angesichts, ihre Saare wurden ichon und seidenweich, ihr Ruden stredte sich und eine wunderschöne Jungfrau stand vor ihm. Er wollte die Urme nach ihr ausstreden, aber er vermochte fein Glied zu rühren; er zitterte und bebte, aber die Anstrengung raubte ihm den Atem, ohne daß sie etwas nütte. Die Brust war ihm wie zusammengepreßt durch eine furcht= bare Last. Endlich stieß er einen heisern Schrei aus - und erwachte. Er war in Schweiß geraten und zitterte an allen Wliedern.

Bon nun an hatte er beinahe jede Nacht ähnliche Träume. Jedesmal erwachte er mit einem Schrei und fand sich dann atemlos und wie zerschlagen von der furchtbaren Angst, die der schreckliche Druck auf seine Brust erzeugt hatte.

Endlich faßte er sich ein Berg und klagte seine Not einer alten Frau, die eine gute Freundin seiner Mutter gewesen war und zu der er daher am meisten Zutrauen hatte. Sie sagte ihm, daß ihn das "Doggeli" plage. Er folle nur einen hölzernen Bapfen machen von Safelholz, das er sich an einem Freitagmorgen vor Sonnenaufgang in den drei höchsten Namen geschnitten habe, und dann ein Loch in den "Unterzug" bohren, zu dem der Zapfen paffe. Endlich muffe er noch einen Schraubstod bereit machen, am besten ihn ins Schlafzimmer nehmen. Wenn er nun ben Drud fpure, solle er auf die Bruft gu greifen suchen, fest paden, was er dort auch finden moge, und das Gefundene bis am Morgen in den Schraubstod einklemmen. Um Morgen werde er die Person, welche ihn als Doggeli geplagt habe, im Zimmer finden; wenn er sie bei sich behalten wolle, musse er nur das, was er im Schraubstock eingeklemmt habe, in das Loch verschließen; sie könne ihm nicht entrinnen, so lange der Zapfen eingestedt bleibe.

Der Bursche tat genau wie ihm geraten worden war, bohrte ein Loch, holte Saselholz am Freitagmorgen vor Sonnenaufgang und machte einen passenden Zapfen. Auch ben Schraubstod stellte er bereit. In der Nacht sah er sich im Traum vor seinem Saus, das größer und größer wurde, bis es schließlich die ganze Welt erfüllte und ihm keinen Raum mehr übrig ließ. Es wuchs um ihn herum, umgab ihn auf allen Seiten, drängte sich dann gegen ihn und drohte ihn zu erdrücken. Er machte sich kleiner und zog sich immer mehr in sich zusammen. Dabei überkam ihn ein wohliges Gefühl, als ob er wieder ein Kind wäre und sich im Schoße seiner Mutter befände. Und da sah er plöglich neben sich eine andere, ebenso kleine Gestalt — es war dieselbe, die ihm in der ersten Nacht erschienen war —, an die er sich plöglich in unbezwinglicher Sehnsucht und Liebe flam= merte, sie umfaßte und fußte. Dabei erwachte er. Langsam fehrte in ihm die Erinnerung an fein Borhaben wieder; er bemerkte, wie seine Arme gefreugt auf der Bruft lagen, als ob er dort etwas festhalten mußte. Sorgfältig suchte er nach, fand aber nur einen Strobhalm, den er mit einem Gefühl der Verlassenheit und des Migmuts in den Schraub= stod einzwang. Dann legte er sich von neuem zur Ruhe.

Als er am folgenden Morgen erwachte, fand er die erträumte Jungfrau neben sich im Bett, wo sie noch schlief. Er betrachtete ihre Jüge — er erkannte vieles, was ihn an seine Mutter erinnerte. Seine Järtlichkeiten weckten endslich die unbekannte Schöne, die mit erstaunten und dann mit angsterfüllten Blicken ihn und die ihr fremde Umgebung betrachtete.

Der Bursche erinnerte sich des Mittels, um die Jungsfrau für immer bei sich zu behalten: er stand auf, nahm den Strohhalm aus dem Schraubstod und verschloß ihn in das Loch im Unterzug. Als sie sein Beginnen durchschaute, flehte sie ihn an, das nicht zu tun, und lange schwankte er zwischen selbstloser Entsagung und eigensüchtiger Liebe. Endslich aber überwog die Liebe und der Wunsch nach ihrem Besitz.

Lange Jahre lebten sie zusammen und bekamen mehrere Kinder, denen die Fremde eine treue, liebevolle Mutter war. An ihnen hatte auch der Vater große Freude, und wenn ihn die Frau wieder und wieder bat, doch den Zwang zu lösen, den Zapfen auszuziehen und ihr die Freiheit wiederzugeben, so hatte sie an den Kindern einen Ersah für sie selbst, der dem Manne ihren Verlust erleichterte. So zog er den Zapfen aus und die Frau war wieder verschwunden.

Noch oft aber sprachen die Kinder von ihrer Mutter, und wenn der Bater außerhalb des Hauses gearbeitet hatte, erzählten sie ihm, daß sie wieder dagewesen sei, sie gekämmt gepflegt und beschenkt habe. Dem Manne aber zeigte sie sich nie wieder.